

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 12.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mäßen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diekmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Quellen von Ischl.

Novelle von Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

Ein kurzer Laut, der fast wie ein Hohngelächter klang, war die Antwort des Fürsten, aber der alte Herr fiel schnell ein: „Wir Beide werden Alles arrangiren, Herr Doctor; ich alliiere mich mit Ihnen.“

„Wohl, und da Sie Allianztractaten zu entwerfen haben, empfehle ich mich vorläufig,“ sagte der Fürst.

„Sie gehen doch nicht etwa, Erlaucht, ohne daß Ihre Frau Gemahlin etwas ahnt, sie zu überraschen?“ fragte der Arzt.

„Nein!“ antwortete der Fürst. „Sie soll meine Anwesenheit nicht ohne Ihre Erlaubniß erfahren. Mein Wort darauf!“

Und dennoch ging er gerades Weges nach dem Hause seiner Gemahlin, erstieg leise die Treppe und stand auf einmal, wie eine Schreckgestalt, vor dem Diener, welcher im äußersten Vorzimmer saß. Zwan sprang auf, der Fürst legte aber drohend den Finger auf den Mund.

„Du sagst Niemand, der Fürstin am Wenigsten, daß ich hier bin,“ sprach er mit gedämpftem Tone. „Diesen Brief —“ er zog ein fein zusammengefaltetes Blättchen hervor — „diesen Brief gibst Du ohne Zeugen an Fräulein Constance.“

„Herr!“ antwortete Zwan. „Ich sehe das Fräulein niemals ohne Zeugen.“

„Du wirst sie sehen!“ sagte der Fürst streng und Zwan verstummte. Erst als der Fürst so leise, wie er gekommen war, sich wieder entfernt hatte, überließ sich Zwan seinen Gefühlen. Sie waren Angst und Bekümmerniß, denn so hart seine Herrin zuweilen sein konnte, so willkürliche Strafen sie in ihrem Zorn, da sie von Jugend auf unbeschränkt gewesen war, über ihre Dienerschaft verhängte, waren ihr doch Alle mit grenzenloser Liebe ergeben und zu den größten Opfern für sie bereit. Denn sie war auch wieder so gut, so mütterlich gegen ihre Unterthanen, sorgte für sie, ließ keinen darben, und wenn sie straste, hatte sie das Recht, denn sie war Herrin. So denkt die russische Treue.

Was konnte Zwan thun? Seinem schlauen Kopfe war der Argwohn gekommen, daß hier ein Verrath an seiner Gebieterin begangen werden sollte, aber was konnte er dem Herrn gegenüber thun, als gehorchen?

6.

Die Fürstin hatte eine böse Nacht verlebt. Anfälle von Beängstigung, Leberschmerzen, wie sie noch nie gefühlt, bohrend und nagend zugleich, hatten sie gequält, so daß sie in keiner Lage Ruhe gefunden und endlich das Bett verlassen hatte. Mehrmals war sie im Begriff gewesen, zu klingeln, Constance rufen zu lassen, nach dem Arzte zu schicken — aber sie hatte sich nicht dazu entschließen können. Der Morgen tagte, sie öffnete das Fenster und sah hinaus. Diefte Stille, nur vom Rauschen der Traun unterbrochen, waltete

noch in der Stadt, auf den Bergen lagen graue, häßliche Nebel und verhüllten ihre Kuppen, ein unerfreuliches Dämmerlicht wob seine Schleier im Thale noch über die nächsten Gegenstände.

Die franke Brust der Fürstin wollte keine Morgenluft genießen und fand sie nicht, sie athmete schwer auf, das Nachgefühl der Schmerzen, die sich momentan gestillt hatten, durchzitterte noch alle Nerven in ihr und machte sie empfindlich für den leisesten Eindruck. Niedergeschlagen bis zum Weinen blickte die Fürstin in den schattenhaft graublen Morgen, er glich ihrer eignen Zukunft, sie dachte an ihr vergangenes Leben, an ihre Jugend, wie rasch sie entflohen war und daß sie nie wiederkehren könnte, ach! an Alles, was sie beglückt und namenlos elend gemacht hatte.

Da schien es ihr, als klänge leise, leise ein anderes Fenster im Hause. Wer wachte zu dieser Stunde außer ihr? Und dort, nahte nicht eine dunkle Gestalt, halb erkennbar im Zwiellicht? Die Pulse der Fürstin hüpfen, sie zog sich etwas zurück, aber sie tauchte mit angestrengten Sinnen.

„Constance?“ Mehr hörte sie nicht, aber es war genug, übergenug für ihre zarten Lebensgeister. —

„Ich bin's! Hier meine Antwort, meine einzige, legte!“ tönte es im bebenden Flüstern aus der Höhe des Hauses, ein Blatt flog herab, der Nächtlige unter den Fenstern hob es auf. „Constance!“ bat er noch ein Mal, aber eine weiße Hand hob sich wie betheuernd gen Himmel und winkte ihn dann hinweg. Das Fenster schloß sich, der Mann stand noch einen Moment und starrte hinauf, dann eilte er, den Mantel um seine Brust schlagend, in die Ferne.

Eine Stunde später weckten starke Schläge an seiner Hausthüre den Dr. Sill, zugleich hörte er seinen Namen rufen. Es war Iwan, welcher ihn fast verzweiflungsvoll zu seiner Herrin beschied. „Sie wird sterben, sie ist gemordet!“ schrie der Russe. Erschrocken fragte der Arzt und entnahm aus den verwirrten Reden Iwan's, den er nach rasch übergeworfener Kleidung begleitete, daß jetzt eben Daschinka, welche vor der Thüre der Fürstin schlafte, durch schmerzliche Töne geweckt worden sei und daß sie die Fürstin im Morgenkleide halb bewusstlos, aber in Krämpfen am Boden vor dem geöffneten Fenster gefunden habe. Mehr verrieth Iwan nicht. Daschinka hatte schreiend die Fürstin auf ihr Bett gebracht, hatte das Fräulein gerufen, das sie zu ihrer großen Verwunderung auch schon wach und angekleidet gefunden — aber die Für-

stin hatte bei Constances Eintritt schnell ihr volles Bewußtsein erlangt und gerufen: „Fort, Du Mörderin! Fort, Du hast mich getödtet, Schlange!“ und hatte sich nicht eher beruhigt, bis Constance, blaß wie der Tod und zitternd, das Zimmer verlassen. Iwan konnte den Zusammenhang ahnen und machte sich selbst die schreiendsten Vorwürfe. Aber hätte er es zu ändern vermocht?

Dr. Sill erwog, was ihm gestern Abend der alte Freund des fürstlichen Hauses vertraut hatte. Es war nicht hinreichend, ihm Alles zu erklären, aber es warf doch einiges Licht hinein. Der Fürst lebte schon seit einiger Zeit von seiner Gemahlin getrennt — sollte sie vielleicht trotz der Vorsicht, die er nach dem gegebenen Worte gebraucht, dennoch von seiner Anwesenheit etwas erfahren haben, oder war es nur ein Anfall ihrer Krankheit, der sie der nächtlichen Ruhe beraubt hatte?

Er fand die Kranke noch angekleidet, sie hatte keine Handreichung dulden wollen, auf ihrem Bette, und nur die schüchterne Daschinka in der entferntesten Ecke des Zimmers sitzend. Die Fürstin warf dem Arzte einen finstern Blick entgegen: „Was wollen Sie?“ fragte sie hart.

„Helfen und rathen,“ antwortete der Arzt mit theilnehmendem Tone.

„Ich bedarf keines Menschen Rath und Hilfe,“ sagte sie, aber ihre Hand suchte schon wieder die Stelle der Pein, um die Schmerzen zurückzupressen.

„Doch, Erlaucht,“ sprach der Arzt mild. „Wollten Sie nur volles Vertrauen zu mir fassen — ich werde es zu verdienen suchen.“

„Vertrauen? Sie der Einzige!“ rief die Fürstin. „Es könnte sein, was hätten Sie für Interesse — ? Und doch! Hat man Sie nicht auch gewonnen? Sollten Sie nicht durch Ihre Kunst das Letzte beseitigen, was noch störend, abstoßend zwischen Beiden — o Gott! hören Sie nicht auf mein Geschwäh, lieber Doctor, ich rede wohl irre.“

„Sie sollten gar nicht reden,“ sagte der Arzt sanft. „Hier, nehmen Sie dies Mittel, es wird Ihnen Linderung schaffen.“ Sie sah ihn zweifelhaft an, aber sie ließ sich von ihm bewegen und verhielt sich eine Weile ganz ruhig.

„Sie haben eine Tochter,“ fing sie mit leiser Stimme wieder an.

„Ja, Erlaucht.“

„Es soll ein liebes, heiteres Kind sein. Bringen Sie mir doch die Kleine.“

Der Arzt verbeugte sich.

„Und nehmen Sie — die Andere hin. — Ich kann ja doch nichts mehr hindern,“ setzte sie tonlos hinzu.

„Wie, Erlaucht? Wenn ich Sie recht verstehe?“

„Heilen Sie Fräulein Treffurt!“ sagte die Fürstin.

„O Sie sind edel, das weiß ich ja schon,“ rief der Arzt. „Wollen Sie, daß mein Kind, so lange das Fräulein sich schonen muß, ihre Stelle ersetzen darf, so sollen Sie treue Pflege und Aufmerksamkeit nicht vermissen.“

„Bringen Sie mir Ihre Tochter,“ sagte die Fürstin und wandte ihr Gesicht von ihm ab.

Er konnte die Zeit nicht erwarten, wo er Constance die glücklich erlangte Einwilligung der Fürstin mittheilen durfte, aber er fand sie nicht daheim, sie war eben ausgegangen. Zu so früher Stunde! Wohin? Das wußte man nicht, Iwan hatte sie begleitet.

„Hier also —?“ fragte sie den Diener vor einem großen Hause. „Geh' denn, bitte Sr. Excellenz um eine Minute Gehör.“

Er kam schnell zurück, Constance mußte in ein Zimmer treten, wo sie von der Gemahlin des alten Herrn, welchen sie zu sprechen wünschte, empfangen wurde, er selbst war vom Frühstück aufgestanden, um sich rasch anzukleiden.

„Sie sind sehr bewegt, liebes Fräulein,“ sagte die Dame theilnehmend, „es ist doch kein Unglück vorgefallen?“

„O Sie kennen ja auch meine ganze Vergangenheit,“ rief Constance, „zu Ihnen und Ihrem Gemahle komme ich in meiner Rathlosigkeit — ich bin sehr unglücklich.“

„Gutes Kind, fassen Sie sich — da kommt mein Mann,“ sagte die Dame.

„Excellenz, Sie haben es immer so gut mit mir gemeint,“ rief ihm Constance entgegen. „Retten Sie mich aus dem Labyrinth, dem ich sonst nicht mehr enttrinnen kann. — Ich muß fort, um jeden Preis!“

„Liebes Fräulein, ich habe schon in Ihrer Seele gelitten,“ sagte der alte Herr. „Sie wissen also —?“

„Er ist hier, er hat mir gestern durch Iwan diesen Brief geschickt, nachdem ich all' seine frühern unbeantwortet gelassen —“ rief sie. „Er hat gedroht — wenn ich ihm nicht beim ersten Glockenschlage der vierten Stunde, wo noch Alles schläft, am Fenster Gehör schenken würde; ich habe mich gezeigt, ich habe

ihm meine Antwort schriftlich hinabgeworfen, die Antwort, die ich meiner Ehre schuldig bin! Und nun darf er mich nicht mehr wiedersehen. Schaffen Sie mir die Einwilligung der Fürstin — o sie scheint Alles zu wissen, sie haßt mich jetzt vielleicht, sie wird mich nicht halten — aber wohin? und wie?“

„Die Gräfin Rippach reist nach Wien,“ sagte die dicke Dame, ihren Gemahl ansehend.

„Das wird sich arrangiren lassen,“ erwiderte dieser und nahm freundlich Constances Hand. „Fassen Sie Muth und Vertrauen, Sie haben sich keinen Vorwurf zu machen, aber es ist gut, wenn Sie sich von der Fürstin trennen. Ich habe es längst gesagt, aber sie bestand mit einer Festigkeit darauf, Sie bei sich zu behalten, daß sie sich jedes Mal Schmerzen zuzog, wenn ich davon ansing. Denn sie hat eine zärtliche Liebe zu Ihnen.“

„Ja, sie fühlt, was sie an Ihnen verschuldet hat und will es wieder gut machen,“ setzte die Gattin hinzu.

„Sie hat mich lieb, das ist wahr,“ sagte Constance. „Aber heute schalt sie mich ihre Mörderin, und wenn ich Alles bedenke, muß ich glauben, daß sie heute gehört hat, wie Er zu mir sprach — und daß sie mich verkennt. O Gott nur das nicht. Ich bitte Sie, in meinem Namen ihr mit theueren Eiden zu beschwören —“

„Sein Sie ganz ruhig,“ sprach der alte Herr. „Kehren Sie zurück, ich werde mit der Gräfin Rippach sprechen, Sie kennen sie?“

„Aus meinen glücklicheren Tagen, ja,“ sagte Constance. „Sie ist hier?“

„Und reist morgen in Begleitung ihres Mannes nach Wien zurück,“ antwortete er. „Würden Sie mit ihr reisen wollen?“

„O, wenn sie mich dulden will,“ sagte Constance.

„Liebes Kind, welche Sprache!“ rief die dicke Dame. „Irre ich nicht, war't Ihr einst sogar befreundet — sie hat schon gestern mit der größten Theilnahme nach Ihnen gefragt und wollte Sie auffuchen. Es bleibt also dabei, Sie reisen mit der Rippach nach Wien, dort finden Sie ja bei Ihrer Schwester, wo Sie damals — zu der Zeit —“

„Ich weiß in Wien, was ich zu thun habe,“ sagte Constance schnell, als die gutmüthige Dame in einige Verlegenheit gerieth. „Sie dürfen sich nicht scheuen, Excellenz, die Zeit zu erwähnen, wo ich, eine verlassene Braut, heimkehrte — ich danke Ihnen Ihre Schonung, aber ich bedarf keiner mehr, das ist überwunden.“

Das Beben ihrer bleichen Lippen widersprach der Versicherung und die gerührte Zuhörerin küßte sie herzlich, als sie Abschied nahm und ihr Schicksal vertrauensvoll in die Hände des edeln Mannes legte, der so Vielen schon geholfen.

Er machte sich gleich auf den Weg. Die Gräfin Kippach war allein und in einiger Besorgniß über das lange Ausbleiben ihres Gemahls, welcher einen Spaziergang gemacht hatte und nach zwei Stunden noch nicht zurückkam. Auf die Frage, ob sie Fräulein Dreffurt einen Platz in ihrem Wagen nach Wien gewähren könne, sagte sie freudig zu, da sie nun die liebe Constance ganz ungestört genießen und sich mit ihr aussprechen werde.

„Sie wird aus der unnatürlichsten, peinlichsten Lage erlöst,“ sagte der alte Herr.

„Wir wurden gestern unterbrochen, ich kenne ihre Geschichte gewiß nur entstellt,“ erwiderte die Gräfin. „Als sie aus Rußland zurückkam, war ich schon verheirathet und meinem Manne nach Ungarn gefolgt.“

„Nun, Sie wissen, daß Constance in Rußland von einer reichen Tante als Pflegekind angenommen wurde und Wien, wo sie trotz ihres Schielens allgemein gefiel, verließ. Sie war auch wirklich bildhübsch — nicht wahr?“

„Ganz gewiß,“ sagte die Gräfin. „Und alle Welt gönnte ihr das Glück, nachdem sie sich ein Paar Jahre schon als Gouvernante der ungezogensten Rangen in ganz Wien hatte quälen müssen. Schrecklich, wo Erziehung und Geburt Anspruch auf eine bessere Stellung in der Gesellschaft geben und nur die Armuth einen so abhängigen, demüthigen Platz anweist!“

„In Rußland machte sie Glück,“ fuhr der alte Herr fort, „der Fürst, ein reicher Cavalier, verliebte sich in sie und warb um ihre Hand. Sie liebte ihn wieder — ach, die Arme liebt ihn wohl noch! Sie war eine glückliche Braut. Da kam seine jetzige Frau nach Petersburg, damals eine junge, brillante Wittwe, geistreich, schön, coquett — vor Allem witzig. Sie wurde gefeiert, ihre Caprice verlangte auch den Fürsten zu ihren Füßen zu sehen, sie übte alle Künste der Coquetterie, ihr Witz traf seine verwundbare Stelle, die Eitelkeit, er griff ihm die Braut mit ihrem Augenfehler an, und als es ihr erst gelungen war, einmal sie lächerlich zu machen — kurz, Sie verstehen das!“

„Mein, Excellenz,“ sagte die Gräfin, „das verstehe ich nicht. Wenn er sie wahrhaft geliebt hätte —“

„Das mag eben der Fall nicht gewesen sein. Was brauchte es mehr, nachdem das Verhältniß gestört war, als einige neue Pfeile und das Opfer fiel. Wie nun ein Unglück selten allein kommt, starb fast zu derselben Zeit, als der Fürst zurücktrat, Constances Tante, hinterließ ihr Nichts und sie kehrte, arm wie sie gekommen war, nach Deutschland zurück.“

„Viel ärmer noch!“ rief die Gräfin mitleidsvoll. „Der Fürst heirathete die Siegerin, aber wie nun weiter?“

„Ich war noch in meiner diplomatischen Stellung damals,“ sagte der Greis. „Lange Jahre kannte ich Beide, der Vater der Fürstin war mein Freund gewesen, den Fürsten hatte ich aufwachsen sehen und besaß sein Vertrauen bis auf einen gewissen Punkt. In seine ehelichen Verhältnisse erhielt ich aber keine Einsicht, sie mußten sich bald trüben, das sah ich vorher, denn Beider Gemüther passen nicht für einander.“

„Und die Art, wie sie zusammen gekommen!“ bemerkte die Gräfin.

„Bald ging Jedes seinen Weg, endlich trennten sie sich ganz. Die Fürstin ging ins Ausland und als ich nach einiger Zeit in eine andere dienstliche Stellung trat, fand ich sie wieder und zu meinem höchsten Erstaunen Constances in ihrer unmittelbaren Nähe. Ich muß ihr vergelten, was ich ihr geraubt habe, sagte sie zu mir. Ich will ihr meine ganze Liebe zuwenden, bei mir ist sie sicher, dem Manne, der ihrer Liebe unwürdig war, nicht wieder zu begegnen.“ —

„Aber daß Constance einwilligen konnte, ist mir unbegreiflich!“ sagte die Gräfin.

„O Sie hätten jene hinreißende Frau in ihrer Blüte kennen sollen, sie war unwiderstehlich, wenn sie bat, und setzte Alles daran, ihren Willen zu erreichen. Dann auch, Sie wissen, Constance hat einen gewissen schwärmerischen Zug des Gemüths, wer weiß, durch welche Idee sie bestimmt wurde, der Frau, die sie unglücklich gemacht und die nun selbst unglücklich war, sich zu weihen, eine Art Entsühnung statt seiner — Gott! Wir Männer begreifen ja das Herz der Frauen nicht! — Und endlich, sie lebte in bitterer Armuth, denn die Schwester, die ihr ein Asyl bot, hatte selbst nur eine sorgenvolle Existenz in einer Ehe unter ihrem Stande.“

„Nun und zu dieser soll Constance? Nimmermehr! Sie bleibt bei mir!“ rief die Gräfin.

„Ich werde mit der Fürstin sprechen, sie ist von Herzen so gut und großmüthig, daß sie Constances ein

unabhängiges Loos bereiten wird — dasern diese es annimmt. Doch hören Sie weiter. Der Fürst erschien auf einmal wieder bei seiner Gemahlin. Da gab es Kämpfe, welche der Fürstin Gesundheit untergruben, obwohl im Publikum nichts verlautete und nur ich als Näherstehender zuweilen einen Blick hineinthat. Des Fürsten Leidenschaft für Constance war wieder erwacht, hatte aber eine unwürdige Richtung genommen — Sie haben Recht, empört zu sein, aber richten Sie nicht zu streng über einen Mann, in ungemessener Freiheit all' seiner Launen und Wünsche aufgewachsen. Da wollte Constance das Haus verlassen, ein neuer Sturm erschütterte es, die Folge war, daß sich der Fürst wieder von seiner Gemahlin trennte. Constance blieb, aber die Fürstin zehrte sich auf, bis ihre nervöse Reizbarkeit zu dem jetzigen Grade gedieh. Nun höre ich auf einmal, daß der Fürst Constances schriftlich verfolgt hat, daß er nun alles Ernstes seine Hand wieder anträgt für einen gewissen Fall! Da seh' ich freilich keine Rettung für sie, als daß sie sich ganz den Wirren entzieht — liebe Gräfin, sie will den Frieden des Klosters suchen!"

„Die Arme!“ wiederholte die Gräfin.

Der alte Herr begab sich nun zur Fürstin, an deren Bett er Constances fand. Zwischen Beiden hatte eine Verständigung Statt gefunden, ihre Augen waren naß und die Fürstin hielt Constances Hand in der ihrigen.

„Kommen Sie, mein würdiger Freund,“ sagte sie. „Constance hat Ihre Vermittlung gesucht, ich übergebe sie Ihnen, schaffen Sie ihr das Asyl, das ich ihr nicht gewähren konnte.“

Und nach langer vertrauter Unterredung war Alles geordnet. Da kam der Arzt. Er fand seine Patientin weit besser, als er erwartet hatte und sah mit Wohlgefallen auf Constance, der seine Hand nun bald — aber sie benachrichtigte ihn von ihrer morgenden Abreise.

„Ganz unmöglich!“ rief er. „Morgen gehören Sie mir! Ich will Ihr Auge operiren.“

„Das lassen Sie mir nur, wie es ist,“ sagte Constance wehmüthig lächelnd. „Ich habe mich bisher damit getragen und will es behalten.“ Auf sein fast verzweifeltes Andringen hatte sie nur eine ernste Weigerung.

„Sie wollten mir Ihre Tochter zuführen?“ fragte die Fürstin.

Iba war im Vorzimmer und wartete nur auf Erlaubniß einzutreten. Sie kam sehr schüchtern zum Vorschein, aber ihre unschuldsvolle Lieblichkeit sprach für sie und die Fürstin ermunterte sie durch freundliche Worte.

Da öffnete sich leise die Thüre und Dschinka sah herein, ihr Gesicht trug den Ausdruck banger Furcht. „Erlaucht,“ sagte sie stotternd in russischer Sprache, „Dein Herr ist hier — Iwan Nikititsch kann ihn nicht bedeuten.“

Die Fürstin bebte, aber Constance stand rasch auf. „Ich fühle Muth,“ sagte sie mit erhöhter Stimme, „ihm gegenüber zu treten. Lassen Sie mich, Erlaucht. Vielleicht gelingt es mir, —“ ein Blick auf den Arzt und seine Tochter ließ sie verstummen, die Fürstin winkte abwehrend den Gedanken, aber sie sagte: „Gehen Sie.“

Am folgenden Morgen verließ Graf Kippach mit seiner Gemahlin und Constances den Badeort in der Richtung auf Ebensee, um von dort weiter nach Gmunden und Linz zu reisen. Schweigend saßen sie im Wagen, der Graf ehrte Constances Gefühle und vermied selbst durch seinen Blick ihr lästig zu fallen. Da sprengte ein Reiter an den Schlag, es war der Freiherr Bruno. Er bat um Erlaubniß, sie noch eine Strecke begleiten zu dürfen, sein Auge hing einen Moment mit räthselhaftem Blicke auf der Gräfin und sah dann verwundert die Begleiterin, welche ihren Schleier tief herabgelassen hatte. So trabte er neben dem Wagen.

„Ist Ihrem Freunde der kleine Aderlaß gut bekommen?“ fragte der Graf. „Etwas unnützes Blut, nicht wahr?“

„Nennen Sie den Mann nicht meinen Freund,“ antwortete Bruno. „Wir waren Gefährten höchstens — und haben uns nun getrennt. Es giebt Augenblicke im Leben, die wie durch Zauberkraft eine Wandlung hervorbringen, —“ sein Ton klang so bedeutungsvoll, er wollte mehr sagen, aber er unterbrach sich selbst.

Der Graf war der Einzige, der ihm ein Wort schenkte. Da riß er plötzlich den Hut vom Kopfe: „Leben Sie wohl!“ rief er. „Gott lasse Ihr Glück ungetrübt!“ Und da ihn jetzt ein Blick der errötheten Gräfin traf, wandte er sein Pferd und jagte nach Ischl zurück. Katharine hatte ihn, obgleich er sich nicht durch eine Sylbe ausgesprochen, mit frauenhaftem Sinne errathen.

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Ein Trauerspiel im wirklichen Leben.) Der Fürst C—w kam im Carnaval aus Petersburg in Paris an. Er ist jung und reich, aber ein großes Herzensweh hat sein Leben gebrochen und seit zwei Jahren reiset er kammervoll und ruhelos in der Welt umher; vor drei Jahren sah er in Wien die schöne Herzogin von H. und verliebte sich in sie. Sie liebte ihn wieder und ihre beiderseitige Liebe war zu groß und aufrichtig, als daß sie hätte verborgen bleiben können. Auch der Herzog von H. erhielt Kenntniß davon und reisete sogleich mit seiner Gemahlin von Wien ab. Ein Gerücht sagte, er habe sie ermordet, während ein anderes behauptete, er habe sie nach Frankreich gebracht und da in einem Schlosse in einer öden Gegend eingesperrt. Der Fürst C—w hielt das Letztere für das Wahrscheinlichste und reisete nach Frankreich, weil er hoffte, dort die wiederzufinden, welche er liebte. In Paris besuchte er aus diesem Grunde sofort den ersten Maskenball in der Oper. Da lehnte er fast den ganzen Abend an einer Thüre und sah die schwarzen Schatten an sich vorüber schlüpfen. Mit einem Male blieb eine Dame im Domino vor ihm stehen und sah ihn lange an. In der einen Hand hielt sie ein Bouquet, in der andern eine Lorgnette, mit welcher sie den Fürsten lange betrachtete. Sie ließ dann ihr Taschentuch fallen, das C—w aufhob und ihr überreichte; aber alle seine Glieder zitterten dabei, denn das Taschentuch trug das Parfüm an sich, das die Herzogin von H. ausschließlich gebrauchte. Schon das Bouquet war ihm aufgefallen, denn es bestand aus denselben Blumen wie das, welches die Herzogin auf dem Ball getragen, wo sie einander das erste Mal gesehen hatten. Die Herzogin war kurzichtig und hielt immer eine Lorgnette in der Hand. Sie war von derselben Größe wie die Dame im Domino, die endlich näher zu ihm trat und ihm winkte, neben ihr Platz zu nehmen. C—w that es und alles, was die Dame mit leiser Stimme zu ihm sagte, steigerte seine Hoffnungen. Saß er wirklich neben Sabine von H.? Er wußte nicht, was er glauben sollte.

„Kommen Sie,“ sagte er endlich zu der Dame im Domino; „ich kann in dieser schrecklichen Ungewißheit nicht länger bleiben.“ Er zog sie fort aus dem Foyer, aber nicht in eine Loge, sondern die Treppe hinunter, dahin, wo seine Leute warteten.

Die Maske stieg mit ihm in den Wagen und als sie in demselben saßen, fragte sie ihn endlich:

„Erkennen Sie mich denn nicht?“

„Sabine!“ rief da der Fürst C—w aus, indem er todtenbleich wurde, denn es war als müsse ihm das Herz zerbrechen vor übergroßer Freude. Sobald sie in seiner Wohnung angekommen waren, sank er auf seine Knie vor der Dame nieder, küßte ihr die Hand und geberdete sich in seiner Freude wie ein Kind.

Sie aber entzog sie ihm plötzlich, nahm die Maske ab und lachte laut auf, sie lachte, wie eine Geliebte in einem solchen Augenblicke nie lacht. Der Fürst richtete sein Gesicht empor und sah vor sich ein Weib, das er nicht kannte.

„Sie ist es nicht!“ rief er aus und sank bewusstlos nieder.

Man trug ihn in sein Zimmer und berief sogleich die geschicktesten Aerzte, aber ihre Kunst blieb nutzlos.

Der Fürst — hat seinen Verstand verloren und befindet sich jetzt in einem Irrenhause.

Ein Freund des Fürsten, der seine Leidenschaft kannte, hatte sich den Spas gemacht, den Armen zu mystifiziren und eine Tänzerin von der Oper spielte die angebliche Herzogin von H.

(Wetteifer im Edelmuth.) Ein rechtlicher, aber armer Familienvater hatte wegen einer Schuld, für die er Bürgschaft übernommen hatte, die er aber nicht zu bezahlen im Stande war, in das Gefängniß wandern müssen und schmachtete bereits seit anderthalb Jahren in demselben, während seine Frau und seine Kinder auch das Nothwendigste entbehrten. Da bemerkte er eines Tages, daß er die gewöhnlichen Speisen nicht erhielt; der Gläubiger hatte wohl vergessen, die nöthige Fürsorge zu treffen. Der Gefangene wußte, daß dieser Umstand ihm seine Freiheit verschaffen konnte, schrieb deshalb sogleich an seinen Advokaten und theilte ihm mit, was geschehen war. Dieser erhielt denn auch sofort den Befehl zur Freilassung seines Klienten, welcher mit freudigem Herzen das Gefängniß verließ.

Er gedachte zuerst der freundlichen Rücksicht des Advokaten seines Gegners, von welcher er viele Beweise erhalten hatte; es fiel ihm nicht im Mindesten ein, daß dieser sich eines Versehens könnte schuldig gemacht haben und er eilte zu ihm, um ihm zu danken. Der Advokat erschrak, als er den Mann eintreten sah, den er sicher hinter Schloß und Riegel zu haben glaubte. „Wie kommen Sie hierher?“ fragte er. „Ich habe ja alles gethan, was das Gesetz verlangt, um Sie in Gewahrsam zu halten.“

„Nicht ganz; Sie haben vergessen, daß es Monate mit einunddreißig Tagen giebt.“

„Richtig! . . . Man hat Sie mit vollem Rechte in Freiheit gesetzt, aber ich werde das Versehen schwer büßen müssen, da ich nun Ihre Gläubiger befriedigen muß.“

„Sie müssen nun statt meiner bezahlen? Nein, um diesen Preis will ich meine Freiheit nicht; ich lehre in das Gefängniß zurück.“

Und der Mann begab sich wirklich freiwillig wieder in das Gefängniß, der Advokat aber, den eine solche Selbstverleugnung tief rührte, benachrichtigte die Gläubiger von dem Edelmuthe ihres Schuldners; sie wollten sich an Edelmuth nicht übertreffen lassen und entließen den Armen seiner Verbindlichkeiten, so daß er nun ruhig das Gefängniß verlassen konnte.

(Wie man Minister wird.) Wir wollen hier nicht alle Wege aufzählen, die in das Ministerium führen, das wäre eine zu große Aufgabe, denn dieser Wege sind sehr viele; nur einen derjenigen wollen wir erwähnen, welche selten zu diesem Ziele führen. Der Kaiser Napoleon liebte bekanntlich die Pünktlichkeit außerordentlich, aber er belohnte sie auch auf's Glänzendste. Eines Tages ließ er den Director einer Abtheilung in dem Ministerium des Innern in sein Cabinet rufen und sagte zu ihm:

„Daru, hier ist eine Arbeit, die in drei Tagen gemacht sein muß.“

„Sire . . .“

„Ich weiß, daß es unmöglich ist, aber ich muß sie haben; nehmen Sie vier Tage, aber nun kein Wort mehr.“

Daru verbeugte sich und ging; er wußte nicht, was er beginnen sollte. Er ging aber an die ihm übertragene Arbeit, wickel Tag und Nacht nicht von seinem Schreibpulte, als mit der Feder in der Hand und am Ende des dritten Tages besand er sich wieder in dem Cabinet des Kaisers.

Napoleon war nicht zugegen, Daru legte seine Arbeit auf einen Tisch, setzte sich in einen Lehnstuhl und schlief, da er im höchsten Grade ermüdet und abgespant war, sehr bald ein. Er schlief noch, als der Kaiser erschien. Napoleon sah nur, was ihn interessirte, nahm die fertige Arbeit und ging geräuschlos in das Nebenzimmer. Während er die Arbeit prüfte, schlief Daru immerfort. Endlich erschien der Kaiser wieder und da er mit dem Verfasser der Schrift sprechen mußte, so fing er an zu husten und die Stühle zu rücken. Der Schlaf er wachte und erschöpfte sich in Entschuldigungen.

„Wissen Sie, wie lange Sie geschlafen haben?“

„Sire . . .“

„Seit zwei Stunden . . .“

„Ev. Majestät werden geruhen . . .“

„Schweigen wir davon, aber ich wette, daß Sie in Ihrem Schlafe auch geträumt haben . . . Sie haben gewiß geträumt, daß Sie Minister wären. Nun wir wollen annehmen, ich hätte Sie nicht geweckt; schreiben Sie die Ordre, die Sie ins Ministerium beruft . . . wenn Sie nicht gar zu müde sind.“

Der Graf Daru glaubte, diese geringe Arbeit wohl noch übernehmen zu können und am andern Tage las man im Moniteur, daß Daru zum Minister ernannt sei.

(Chinesische Seltsamkeiten.) Wenn ein Mann in China glaubt, seine Schwiegertochter habe wegen ihres Lebenswandels oder aus irgend einem andern Grunde eine Züchtigung verdient, so läßt er, weil er nach der Landesitte weder in ihr Zimmer gehen, noch mit ihr sprechen kann, seinen Sohn, den Mann der Schutzbigen, zu sich kommen, setzt ihm das Vergehen seiner Frau auseinander, gebietet ihm sodann, sich niederguliegen und züchtigt ihn . . . Ist er damit zu Ende, so richtet der Sohn sich auf seine Knie auf, berührt mit der Stirn den Fuß-

boden, dankt seinem Vater für die empfangene Züchtigung und geht dann zu seiner Frau, um — derselben dieselbe Anzahl von Schlägen zu überreichen, die er für sie von seinem Vater erhalten hat.

Die Chinesen haben einen so dünnen Bart, daß man die Haare in demselben zählen kann, legen aber gerade deshalb einen außerordentlich großen Werth darauf. Ein Europäer, der in dem Gesichte eines Mandarinen, mit welchem er auf freundschaftlichem Fuße stand, ein weißes Haar bemerkte, zog ihm dasselbe aus, weil er ihm einen Gefallen dadurch zu erweisen glaubte . . . Der Mandarin aber jammerte entsetzlich über den erlittenen Verlust, hob das Haar auf, wickelte es sorgfältig in ein Stück Papier und nahm es so mit nach Hause. Der Kaiser selbst ist von dieser Schwäche nicht frei. Einst forderte er seinen Arzt auf, ihn von einem kleinen Geschwüre im Gesichte zu befreien. Der Arzt verordnete ein Pflaster, meinte aber, es müßten einige Haare des Bartes Sr. Maj. ausgeschnitten werden. Nur nach langem Widerstreben willigte der Kaiser in dies Opfer und trug dem ersten Eunuchen auf, die wenigen Barthaare abzuschneiden. Der Eunuch that, was ihm geheißen war so vorsichtig als möglich und mußte sodann die kaiserlichen Barthaare in einem kleinen goldenen Gefäße aufbewahren.

Generalcorrespondenz.

Am 7. März wurde auf der Leipziger Bühne Laube's Lustspiel „Rococo“ zum ersten Male aufgeführt und, wie wir mit Vergnügen berichten, mit großem Beifall aufgenommen. Man klagt in Deutschland immer über den Mangel an guten Originalstücken, namentlich an Lustspielen; „Rococo“ ist ein geistreiches, wirksames Stück, es ist nicht mehr neu und gleichwohl erst auf zwei oder drei Bühnen zur Aufführung gekommen. Wenn es von Scribe wäre, den Laube sich wohl zum Muster genommen hat, würde es längst die Kunde über alle deutsche Bühnen gemacht haben. —

Wir haben Gelegenheit gehabt, von einem Reisenden, der lange in Persien gelebt hat, merkwürdige Nachrichten über das fast ganz unbekanntes Theater in Persien zu erhalten. Es werden dort wirklich dramatische Vorstellungen gegeben und zwar heut zu Tage noch ganz so, wie sie bei uns im Mittelalter üblich waren, wo die „Mysterien“ die Stelle unserer heutigen Dramen vertraten. Die Vorstellungen sind unentgeltlich, denn bei den Persern gilt es für eine verdienstliche Handlung, dem Volke ein Schauspiel zu geben; der Unternehmer baut sich dadurch eine Stufe in den Himmel, er fördert sein Seelenheil, und erhält gewissermaßen Ablass und Vergebung für seine Sünden. Zu diesen Beweggründen kommen indeß oft auch andere, weltlichere. Die Reichen und Mächtigen — und nur diese können theatralische Vorstellungen geben lassen — vermehren dadurch ihren politischen und religiösen Einfluß. Auch findet ihr

Eitelkeit dabei eine Gelegenheit, sich zu zeigen, denn der Unternehmmer kann dabei dem Publikum zeigen, was er an Juwelen, Teppichen, Shawls, kostbaren Stoffen und Geschirre aus edelem Metall besitzt. Er nimmt wohl auch dabei seine Freunde noch in Anspruch und daher kommt es, daß der größte Pomp, welcher auf unsern Theatern bisweilen entfaltet wird, Lumpenkrum in Vergleich mit dem ist, was man bei solchen Vorstellungen z. B. in Teheran sieht. Die Stücke heißen *Teazies* und werden immer unter freiem Himmel aufgeführt. Ungeheure Stücke von Leinwand werden zeltartig ausgespannt, um die Schauspieler und das Publikum vor der Sonne und dem Regen zu schützen. Die Galerien und Fenster der Häuser, welche auf den so überspannten Plaz gehen, werden für den Adel vorbehalten. Die Zuschauer erhalten ihre Plätze ganz ihrem Range gemäß, denn im Orient wird die Etikette überall streng beobachtet. Das Parterre, das überdies oftmals noch besonders abgesperrt wird, ist für die Frauen bestimmt, die sich da auf dem Sande niederkauern, oder auf dem kleinen Bänken sich niederlegen, das eine jede mitbringt. Dann kommen die Männer, nach dem Stande geordnet, in orientalischer Art kauern, zuerst die Wasserträger, dann die Pfeifenvermieter, die Obsthändler. Stets gehen aber die *Ferraches* einher, die Diener, welche die Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten haben. Sie halten lange Stöcke in der Hand, sehen sich überall um und klopfen die Unruhigen rücksichtslos auf die Köpfe. Die Bühne selbst befindet sich mitten im Parterre auf einem freigehaltenen Plaze, der mit einem Teppiche belegt ist. Die Schauspieler werden aus den untersten Classen gewählt. Einen *Soufleur* kennt man nicht. Die Schauspieler, welche nicht gut gelernt haben, bringen ohne Weiteres ihre geschriebenen Rollen mit und sehen hinein, wenn das Gedächtniß sie verläßt. Der Director steht, mit einem langen Stocke in der Hand, mitten auf der Bühne und leitet so das Ganze. Natürlich giebt es weder *Coulissen* noch Vorhang. Der Schauspieler, der gesagt hat, was er zu sagen hatte, setzt sich wieder und wartet so, bis die Reihe wieder an ihn kommt. Bemerkenswerth ist auch ihr Vortrag, wahrscheinlich derselbe, dessen sich die alten Griechen auf der Bühne bedienten. Es ist nicht der gewöhnliche *Conversationston*, aber auch kein Gesang, sondern ein Mittel Ding zwischen beiden, eine Art *Recitativ*. Die Frauenrollen werden natürlich von Männern gespielt. Vor jedem Stücke tritt zuerst der *Kuzukan*, der *Prolog*sprecher, in Begleitung von etwa zehn Sängern, Knaben, auf, meist ein Geistlicher, der die Aufgabe hat, die Zuschauer durch eine Art *Predigt* und *Legenden*, die er recitirt oder singen läßt, auf die schmerzlichen Gefühle vorzubereiten, welche das nachfolgende Stück in ihnen hervorbringen soll. Ein solcher *Prolog* dauert oft eine Stunde, ja es treten nicht selten mehrere solcher *Prediger* nach einander auf und die Leser sehen aus dieser interessanten Schilderung, daß das Theaterwesen in Persien von dem unsrigen total verschieden ist. —

Die Engländer zeichnen sich jetzt durch eine sehr unartige Mißachtung der alten — Mädchen aus. Vor einiger Zeit besand sich während eines entsetzlichen Regenwetters eine Unglückliche dieser Art an der Seite einer überschwemmten Straße Londons und war tröstlos, daß sie nicht auf die entgegengesetzte hinüberkommen konnte. Ein braver *Lasträger*, der sie sah und jammern hörte, erbarnte sich und trug sie hinüber. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie da hocherfreut; „Sie haben einem armen Mädchen einen großen Dienst erwiesen.“ — „Was? Sie sind eine alte Jungfer?“ rief der Mann aus. „Warten Sie!“ Und er nahm die Erschrockene nochmals auf den Arm und trug sie ohne Erbarmen wieder auf die Seite der Straße hinüber, von der er sie geholt hatte. —

Einen englischen Gerichtshof beschäftigt gegenwärtig die wichtige Frage, ob ein in Versen abgefaßtes Testament Gültigkeit habe. Man fand ein solches und die Erben, die durch dasselbe benachtheiligt werden, wollen es umgestoßen wissen, weil ein Mann, der eine so ernste Sache, wie ein Testament, so leichtfertig behandelte, daß er es in Verse bringen könne, unmöglich bei Verstande und also unmöglich zurechnungsfähig sein könne. —

Die durch *W. A. Barth* zu Leipzig den letzten März d. J. abzuhaltende *Auction* von *Delgemälden* aller Schulen bietet dem Liebhaber so viele Gelegenheit zu seltenen Erwerbungen, daß wir uns für verpflichtet halten, unsere Leser ganz besonders hierauf aufmerksam zu machen. Nicht allein die schöne reichhaltige Sammlung von *Barth* selbst wird der Gegenstand dieser Versteigerung sein, sondern auch die zahlreichen Gemälde, die sich im Nachlasse des verstorbenen, als guter Kenner und eifriger Kunstliebhaber so bekannten *Dr. Sillig* befanden, und die, wie die erwähnte *Barth'sche* Sammlung, des Schönen und Selteneu viel umschließen. Nebenbei hat sich der hiesige bekannte Kunstliebhaber *Dr. Ritterich* entschlossen, seine Gemälde älterer Schule, worunter sich auch des kostbaren Vieles befindet, bei dieser Gelegenheit zu veräußern. Kurz für öffentliche Kunstsammlungen, Liebhaber und Händler ist es jetzt an der Zeit, manches schöne und seltene Bild, namentlich aus der niederländischen und altitalienischen Schule, welches vielleicht Jahre lang der Gegenstand ihrer Wünsche war, zu erlangen, manchen seltenen Meister, dem sie umsonst nachstellten, endlich zu erwerben. Viele jener Bilder waren bereits früher in bewährten Cabineten und bisher stets in festen Händen und dürften mit dem Wechsel der Besitzer auch schnell wieder in dergleichen kommen.

Der Katalog weist die vorzüglichsten Meister nach und so viel uns bekannt ist, sind die darin beschriebenen acht und meist vorzüglich gut erhalten. Es sind 300 Stück, die in der angegebenen Zeit verkauft werden sollen und, da im Grunde nach früheren Erfahrungen Leipzig der Ort zu Kunstauktionen nicht zu sein scheint, wahrscheinlich sehr unter ihrem eigentlichen Werthe. —